

regard, the BUC works together with many other peace centers and peace advocates in Mindanao.

In December 2010, the BUC Tripartite Commission agreed to the restructuring of the BUC. Meanwhile, a second Asian Bishops-Ulama Conference was held in Indonesia in February 2013. Despite the ups and downs of a protracted peace process, the Bishops-Ulama Conference has been able to send a steadfast message to all – whether peace doves or war hawks – that the major Christian and Muslim leaders of Mindanao are for peace.

Gradually, wider circles of dialogue at the lower levels are being formed – e.g., among parish priests, imams, and pastors. Culture of peace workshops have also been conducted among grassroots communities. Several bishops and ulama in their own localities have been active in monitoring ceasefire agreements and promoting the peace process. There are also suggestions for BUC participants to be more proactively involved in development efforts, principally by facilitating consultations among local communities.

From a global perspective, the series of dialogues and joint activities among Muslim ulama and Christian bishops in Mindanao may be unprecedented anywhere else in the world. This ongoing experience affirms that instead of being sources of conflict, authentic religious traditions can be harnessed as solid foundations for peace. ♦

## »Mein Gott, dein Gott«

Zum Thema

»Bekenntnis und Dialog –  
ein Widerspruch?«

von Hans Waldenfels SJ

Die Moderatorin hatte dem ersten Campusgespräch in der Essener Kreuzeskirche, einem von der evangelischen Kirche an einen Privatmann verkauften Kirchenraum, den spannenden Titel gegeben: »Mein Gott, dein Gott.« Ein Teilnehmer erinnerte gegen Ende der Veranstaltung an ein Wort des Essener Bischofs Overbeck, die drei Abrahamsreligionen verehrten weder denselben noch den gleichen Gott. Ich glaube, dass Overbeck hier irrt. Dazwischen verlief das Campusgespräch. Die vier Religionsvertreter auf dem Podium stimmten das gespannte Publikum mit kurzen Statements in einer fast gottesdienstlichen Atmosphäre ein. Auf dem Altar waren die Kerzen angezündet. Doch es war weder von Jahwe noch von Allah die Rede. Das Wort »Atheismus« fiel nicht.

Der Moslem sprach davon, dass fast alle Suren mit Gott dem Barmherzigen beginnen. Was im Koran dagegen spricht, war kein Thema, auch nicht, dass die Gotteskrieger bis in die Gegenwart sich auf den Koran als das Wort Gottes schlechthin berufen. Sie sind nach dem Professor einfach noch nicht auf dem Stand moderner, vor allem im Christentum entwickelter Exegese – da gibt es zugegebenermaßen Nachholbedarf. Der Jude und der Christ gingen dafür mit dem Wort »Gott« sorgfältiger um, indem sie es fast vermieden. Der christliche Anspruch, dass Gott in Jesus für die Menschen Wort und Antwort geworden ist, fand tunlichst

keine Erwähnung. Es hätte ja auch auf die Vertreter der anderen Abrahamsreligionen provozierend wirken müssen, und man hätte dann doch, wonach viele Teilnehmer fragten, die Unterschiede thematisieren müssen. Der Jude sprach zwar am Ende von der Streitkultur, die es im Judentum gibt, doch auch er vermied den Streit. Die Buddhistin gab zwar zu, dass der Buddhismus keinen Schöpfergott kennt, eigentlich gar keinen Gott im Sinne des Theismus, doch den Anspruch, Religion zu sein, hielt sie aufrecht. Für sie galt die Aufforderung des Dalai Lama: Praktizieren. Doch was das bedeutet und wozu es geschieht, brauchte sie nicht zu erklären. Eine Praxis, die für alle gilt, macht eben eine Weltreligion – Gott hin, Gott her. Doch ob es ihn überhaupt gibt, was man darunter versteht, warum so viele Menschen ihn nicht mehr brauchen und bei seiner Nennung nur noch müde lächeln, danach fragte keiner am Podium.

Die Frage ist: Was ist eigentlich »Religion«? Was bringt Religion für das Leben? Religion war immer wieder ein Thema bei den Fragenden im Saal. Doch was ist das eigentlich? Hat Religion überhaupt etwas mit Gott zu tun? Und warum so viele Religionen, wenn sie am Ende angeblich doch alle nur dasselbe wollen: Barmherzigkeit, Liebe und Wohlverhalten unter den Menschen? Von Versöhnung war schon keine Rede mehr. Wohl von Streit und Gewalttätigkeit, die es zwischen und in den Religionen gibt. Gewalt war ein Thema, das immer wieder zur Sprache kam, doch am Anfang stand ja die These, dass keine Religion sie wirklich will.

Irgendwie hatten die einleitenden Statements etwas von Marx' Verdikt von der Religion als »Opium des Volks« bzw. Lenins Parole vom »Opium für das Volk« an sich – in ihrer weihvollen Rhetorik wirkten sie tröstlich bis einschläfernd. Wo gab es die Unterscheidung der Geister? Wo war etwas zu spüren von den aufregenden Bewegungen und geistigen Strömungen, die heute unsere Gesellschaften aufrühren und durcheinander

wirbeln? Unser Papst – der Jesuit – glaubt noch an den Teufel. Moslems regen sich über eine Aldi-Seife mit einem Minarett auf, wo die Kölner sich freuen würden, wenn ein Seifenstück den Kölner Dom zeigen würde, der zugleich eine Werbung für die Stadt wäre. Und das ist dann sogar ein Thema in solcher Runde! Menschen, ob gläubig oder nicht, sagen immer noch: »Mein Gott!« »Du lieber Gott, wie kann man nur?« Komischerweise kommt Gott in Redensarten der Alltagssprache immer noch vor.

Von Freiheit und Freiheitsbedrohung aus religiösen und säkularen Motiven, vom Unterschied zwischen »Liberté« und »Libertinage«, von Gewalt und Friedlosigkeit aus religiösen und weltlichen Motiven, von Tabubrüchen und Tabus in den verschiedenen Bereichen menschlichen Lebens war kaum die Rede. Am Ende hätte man eigentlich Lessings Ringparabel rezitieren können. Am überzeugendsten war – wie übrigens zu erwarten war – der Moslem, der keine Hemmung kannte, immer wieder von seinem Gott zu sprechen, und doch die Antworten auf die Fragen, die im Raum stehen, schuldig blieb. Tunesische Theologen sind hier offensichtlich ehrlicher und weiter als ihre deutschen Kollegen und ziehen keinen Schutzwall zwischen Islam und Islamisten.

Die Buddhistin hatte es in einer praxisorientierten und eher theoriefeindlichen Welt leicht, für lebenspraktische Übungen zu werben, ohne zu konkret zu werden. Die fatale Frage nach Gott steht ja bei vielen von uns Europäern nicht mehr an; man kommt ohne sie aus. Dabei hätte der neue buddhistische Name der Frau »Vidyagita«, »Lied der Weisheit«, einen Ansatz zur Nachfrage geboten. Weisheit ist ein Grundwort, wenn wir in den abrahamitischen Religionen von Gott und von den Menschen sprechen. Es wäre eine Einladung an Buddhisten, umgekehrt zurückzufragen, worum es eigentlich geht, wenn von »Gott« gesprochen wird.

Hier ist auch Bischof Overbeck nochmals anzufragen. Hat er recht mit seiner Ein-

lassung, dass wir alle nicht denselben Gott haben? Der Jude ist es nicht gewohnt, mit anderen zu beten. Dass Christen, zumal Priester, tagtäglich mit jüdischen Texten konfrontiert sind und die Psalmen beten, wenn sie noch das Stundenbuch aufschlagen, wird weithin vergessen. Dabei begegnen sie im jüdischen Gebetbuch einem Gott, der zornig ist und in den Auseinandersetzungen der Völker hilft, der oft schweigt und nicht redet, der aber dann wieder mit den Menschen und vor allem den Armen leidet und mit ihnen unterwegs ist – ein Gott, der am Ende selbst Mensch wird. Das Letzte sagt in der Radikalität geschichtlicher Überzeugung keine andere Religion, sondern nur das Christentum aus. Kein Wunder, dass vielen Christen von Anfang an bis auf den heutigen Tag das Bekenntnis »wahrhaft Mensch, wahrhaft Gott« schwer fällt!

In diesen Tagen haben indonesische Gerichte den Christen endgültig verboten, Gott als »Allah« anzusprechen. Dennoch gibt es in der Welt nur einen Gott – das ist die Realität und die Wahrheit. Zwar hat man sich im Laufe der Geschichte viele Bilder von Gott gemacht. Über diese vielen Bilder können die Menschen und die Religionen streiten. Doch ändert das nichts an dem Grundbekenntnis der Muslime: Es gibt nur den einen Gott und keinen anderen, alles andere ist Vielgötterei, und diese sagen selbst Muslime Christen höchstens im Blick auf die Dreifaltigkeit nach.

Angesichts der Juden und Christen gemeinsamen Anfangsaussage der Bibel, dass Gott den Menschen nach seinem »Bild und Gleichnis« geschaffen hat, sind Juden und Christen es aber schuldig zu sagen, was sie darunter verstehen, wenn sie vom Menschen sprechen und im Menschen »Gottes Abbild« (Gen 1,26f.) sehen. Das Bilderverbot im Dekalog macht ihnen die Aussage nicht leichter. Dass Christen in Jesus das Ebenbild Gottes erkennen und so ein eigenes gültiges Gottesbild entdecken, macht die Situation noch schwieriger. Paulus spricht angesichts der Weisheit der

Menschen von Gottes Weisheit, die es als Evangelium, als frohe Botschaft, zu verkünden gilt (vgl. 1 Kor 1). Das wären Ansätze zu einer Antwort an die vielen Suchenden, die es auch heute gibt. Ist nicht unsere Rede von »Bildung« eine entfernte Erinnerung an die Feststellung, dass der Mensch nach Gottes »Bild« geschaffen ist?

Ich selbst fühle mich allen Menschen verbunden, in denen die Unruhe des Augustinus noch spürbar ist, die unterwegs sind und über ihre Begrenztheiten hinaus nicht aufhören, eine Antwort zu suchen. Viele von ihnen machen sich in der Tat kein Bild von Gott mehr, weil jedes Bild von Gott zu klein ist und ihn letztlich verfehlt. Unter dem Fachbegriff »negative Theologie« sind aber heute wieder viele Menschen unterwegs, und das nicht nur Theologen und nicht nur im Christentum. Viel ist die Rede von »Spurensuche«, Spuren, die davon künden, dass wir Menschen uns selbst keine letztgültige Antwort geben können, aber dass wir doch hoffen können, dass es sie gibt und dass sie sich immer wieder zu erkennen gibt. Ich vermute auch, dass trotz allem mehr Menschen Gott finden, als Theologen und Religionsvertreter verschiedener Provenienz wissen und wahrhaben wollen. Kunst und Literatur sind heute Felder, die immer wieder neu auch der Spurensuche dienen.

Der Event einer versuchten Dialogveranstaltung, wie ich sie umrisshaft beschrieben habe, ist zugleich eine Antwort auf die Frage, ob es zwischen Bekenntnis und Dialog einen Widerspruch gibt. Mehr im traditionellen Jargon formuliert, kann man auch fragen, ob es zwischen Mission und Dialog einen Widerspruch gibt. Von Judenmission zu sprechen, ist heute sehr verpönt. Weniger aufregend erscheint, dass Buddhisten und Hindus im Westen, zumal im angelsächsischen Raum, durchaus von »Mission« sprechen; ich erinnere an die Ramakrishna-Mission oder auch an »Buddhist Missions« in London und anderswo. Für Papst Franziskus ist die

lebendige christliche Existenz in sich evangelisierend, das heißt: sie strahlt einfach in ihrer Lebenskraft eine frohe Botschaft aus und erfüllt damit die Sendung Jesu. Das ist hier nicht im Einzelnen auszubuchstabieren.

In der Rede Jesu ist aber auf die Rede vom Salz zu achten, das, wo es seinen Geschmack verliert, zu nichts mehr taugt und weggeworfen und von den Leuten zertritten wird. Es folgt dann die andere Rede vom Licht, das man auf einen Leuchter stellen muss und nicht verstecken darf (vgl. Mt 5,13-14). Ist es verwunderlich, dass Menschen sich von der Kirche abwenden, wenn ihre Verkünder die eigentliche Botschaft unterdrücken und am Ende alle Katzen grau werden? Warum soll man sich für eine Religion entscheiden, wenn sie nur die Allgemeinplätze verkündet, die überall in der Gesellschaft, auch jenseits der Religionen, zu finden sind, und am Ende wahres Menschsein auch ohne die religiösen Botschaften möglich zu sein scheint? Und kann es in einem interreligiösen Disput eine Moderation geben, wo sich Moderatoren wie neutrale Schiedsrichter gleichsam außerhalb des Spielfeldes bewegen?

Der interreligiöse Dialog verlagert sich immer mehr von den wissenschaftlichen Räumen der Reflexion auf die Marktplätze der Welt, von denen schon Johannes Paul II. gesprochen hat. Dort aber geht es um Lebens- und Existenzfragen, um Leben und Tod, um verantwortliches und unverantwortliches Handeln, um Schuld und Unschuld. Wer in diesen Dialog eintritt, sollte sich zuerst kundig machen, das heißt: Er muss hinreichend lange zugehört und hingeschaut haben, mit wem und worüber er spricht. Wenn er urteilen und mitreden will, muss er aber dann auch selbst einen Standpunkt haben. Dabei reicht es nicht aus, dass Europäer sich z. B. den Muslimen gegenüber rühmen, in nachaufklärerischer Zeit zu leben (was ja stimmt); sie müssen als Christen vielmehr in ihrer eigenen Tradition verwurzelt sein und sie deutlich vertreten.

1 Petrus 3,15 sagt: »Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach dem Grund der Hoffnung fragt, die euch beseelt!« Die Bereitschaft setzt die Befähigung voraus. Zu keiner Zeit aber wurde so laut geklagt, dass wir in der Kirche weithin die Sprachfähigkeit verloren haben. Davon ist jüngst die Rede im Umkreis der Synodendebatten um Ehe und Familie. Es gibt das Eingeständnis, dass viele Menschen die Grundbegriffe des Glaubens nicht mehr verstehen, geschweige denn, dass sie in der Lage sind, darüber zu reden und sie auf einfache und verständliche Weise zu erklären. Altpapst Benedikt XVI. hat in seiner Korrektur eines Artikels über die Unauflöslichkeit der Ehe eingefügt: »Immer mehr gibt es heute getaufte Heiden, das heißt Menschen, die durch die Taufe zwar Christen geworden sind, aber nicht glauben und nie den Glauben kennengelernt haben.« Wie sollen solche Menschen Rede und Antwort stehen können, wenn sie mit einem gläubigen Moslem oder einem überzeugten Buddhisten in den Dialog treten wollen? Und was wollen sie dem aufgeklärten, »religiös unmusikalischen« Menschen sagen, der gut ohne Religion sein Leben lebt? Warum ist Religion heute noch erforderlich und hilfreich?

An dem zuvor beschriebenen Abend rief ein Teilnehmer zur Demut auf, ein Wort, das weithin zu einem Fremdwort geworden ist. In einer Situation, in der viele freundliche Worte gewechselt werden, gibt es sanften Applaus zu fast allen Aussagen, da sie ja fast immer richtig sind, auch wenn sie nicht zur Sache kommen und letztlich kaum jemanden mitreißen. Doch auch der ernsthafte Dialog muss nicht verletzen, aber er sucht nach Verständigung. Nur darf er es nicht unter Verzicht auf das eigene überzeugte Bekenntnis tun.

Die Frage, wie es die Gesprächspartner selbst mit der Religion halten, wurde übrigens erstaunlich laut gestellt und machte die Angesprochenen spürbar verlegen. Papst Franziskus wendet sich heute auch deutlich